

Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 51

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als sie den Korridor entlang dem Vestibül zuschritt, wo man bereits die kräftige Stimme des Hausherrn hörte. Durch die Glastür, die sie noch von den Ankommenden trennte, sah Frau Verena, wie Karl einige Koffer in die Halle trug; sie sah eine hohe, schmale, ganz in Pelz gehüllte Frauengestalt, sah den Hausherrn mit lachendem Gesicht, auf dem eine neue Jugend aufzublühen schien, nach dieser reizenden Frauengestalt schauen.

Frau Verena senkte den Blick. Sie öffnete die Glastür, die in das Innere des Hauses führte, weit und stellte sich bescheiden und zur Begrüßung bereit neben dies offene Tor.

Da nahm der Hausherr die junge Frau bei der Hand, zog sie sanft über die Schwelle und sagte laut: „Sei willkommen in meinem Hause!“

Dann wandte er sich Frau Verena zu und bot ihr die Hand mit den Worten: „Ich bringe Ihnen meine Frau, verehrte Frau Barberini. Ich habe mich lange gefreut auf den Augenblick, wo Sie beide sich gegenüberstehen würden.“

Frau Verena versuchte zu lächeln. Sie blickte unsicher nach der jungen Dame hin, die bisher kein Wort gesagt hatte und nun schweigend damit beschäftigt war, den dichten Schleier, den sie um Gesicht und Pelzmütchen geschlungen hatte, abzunehmen. Bis dies geschehen war, verging eine Minute in tiefer Stille. Dann fuhr Frau Verena zurück, tat einen Schrei und fühlte sich im nächsten Augenblick umschlungen, hörte im nächsten Augenblick an ihrem Ohr ein glücklich lachendes „Mutter!“

„Du bist's? Du bist's?“ stammelte sie.

Es war ihre Stieftochter Viola, die vor ihr stand in lächelnder, seliger und befestigender Schönheit.

„Ich bin's!“ rief sie. „Ist das nicht eine Weihnachtsüberraschung, die sich sehen lassen darf?“

Erst als Frau Verena in das schmunzelnde Gesicht des Hausherrn blickte, glaubte sie an das Geschehene.

Eine halbe Stunde später sah man an der gedeckten Tafel im Angeficht des in vollem Lichterglanz strahlenden Baumes. Frau Verena konnte keinen Bissen essen. Tränen der Freude rannen ihr aus den Augen. Denn das, was als selbstverständliche Folge aus der großen Überraschung für sie hervorging, war die Gewißheit, nicht heimatlos zu werden, sondern für immer unter diesem Dach geborgen zu bleiben. Sie erfuhr, wie sich die Neuvermählten kennengelernt, erfuhr, daß Viola selbst ihres unsten Lebens überdrüssig war, und man erzählte ihr, wie man sich darauf gefreut habe, sie mit dieser Neuigkeit zu überraschen.

„Sie werden weiterhin mein treuer Hausgeist sein“, sagte der Hausherr zu Frau Verena, „denn meine Frau weiß nichts von der Verwaltung eines Hauswesens und soll es bei ihrer Mutter lernen.“

„Und wenn mich — was wohl oft geschehen wird — der unwiderstehliche Drang in die Ferne ankommt, so daß ich mit meinem Herrn und Gebieter in die Welt hinausziehen werde, wirst du uns das Nest immer warm und traulich halten.“

Es war ein glücklicher Weihnachtsabend. Man trennte sich erst spät. Und es war Frau Verena, als werde ihre Träumerei wahr, die sie vor einigen Stunden in die Vergangenheit geführt hatte, als die schöne junge Frau ihre Arme um ihren Hals schlang und ihr in leidenschaftlicher Freude zuflüsterte: „Mutter!“

Rundschau.

Auf der Rutschbahn der Deflation.

Das Kabinett Flandin in Frankreich hat einen höchst bedeutungsvollen Kampf um die Erledigung der Getreidenot hinter sich; was der Nachfolger Doumergues hier durchgetrozt, wird der Bauernschaft eine Konkurswelle

bringen, an welche all die antiparlamentarischen Ankläger nicht gedacht. Noch weniger werden sie an das denken, was folgen muß: Im Wahne, daß man das Politische in den Vordergrund stellen, der Regierung mehr Autorität verleihen und die hemmenden Einsprüche der Wähler und ihrer Deputierten zum Schweigen bringen müsse, vergessen sie das Wichtigste, nämlich das Studium des richtigen Weges. Und darum „fressen“ selbst die von geheimen Nengsten vor der Diktatur geplagten Députés die verkehrtesten Maßnahmen.

Frühere französische Regierungen, die noch mehr als die heutige vom Parlament hielten, hatten den Bauern einen Stützungspreis für ihr Getreide versprochen und ausbezahlt; heißt das, die Bauern wurden vielfach vom Zwischenhandel um die Früchte dieser Stützung gebracht. Während man heute ausländisches Getreide für 50 oder weniger französische Franken kaufen kann, vergütete der Staat die Differenz vor kurzem noch bis auf 130 Franken. Flandin hat nun durchgetrozt, daß ein gesetzlicher fester Stützungspreis nicht mehr gewährt wird. Der Regierung soll es erlaubt sein, bis auf 90 oder weniger Franken hinunter zu gehen. Erfolg: Panik unter den Bauern, die in den Provinzen draußen loschlagen, was sie können, und sei es auch auf der Höhe des Preises für Ueberseegetreide.

Aber nicht das allein: Den Bauern soll auch der Kostenbetrag für die Beseitigung der heute bestehenden Lagerbestände aufgebürdet werden. Die Regierung will die Stods zu Spirit verarbeiten lassen, oder im Auslande verschleudern, oder als Viehfutter absetzen. Wenn diese Stods verschwinden, wird sich ein „gerechter und gesunder Preis“ halten lassen, wird theoretisiert. Preistreibend soll auch eine Getreidesteuer wirken, die man zur Tilgung eben jener Liquidationskosten für Getreidestods erhebt. Es fällt der Regierung nicht ein, zu überlegen, daß die Woge des Preisabbaues geradezu die Dämme einreißen und alle schönen Hoffnungen zerstören wird, welche an das Verschwinden der alten Vorräte und die Kornsteuer geknüpft werden.

Täglich wachsen die Arbeitslosenzahlen in Frankreich, mehren sich die Fabriken, die schließen, geht der Auslandsablaß zurück, bemerkt man, daß fremde Staaten Miene machen, französischen Waren den Weg zu sperren, da ja doch auch Frankreichs Volk immer weniger kaufen kann ... und täglich schrumpfen die Portemonnaies, welche dem französischen Staat Steuern bezahlen müßten. Frankreich, wohin wird der Weg gehen?

Italien ist um ein ordentliches Stück weiter abgerufen. Man sollte meinen, die seit bald einem Jahrzehnt immer erneut angelegte Schraube der Lohn- und Preisenkung habe dem Export aufgeholfen und die Lira befestigt, die Zahlungsbilanz aktiv gestaltet, den inländischen Markt befruchtet und somit auch dem Staate die Ausbalancierung seines Budgets ermöglicht. Man sollte denken, daß die Methode in Italien Erfolg haben müßte, wenn sie schon in Deutschland fehlging. Italien kann sich ja nicht mit Reparationslasten herausreden!

Aber nichts von alledem! Die Staatschuld wächst jährlich um 3—4 Milliarden Lire und steht heute auf 104 Milliarden, und die Handelsbilanz nimmt immer schlimmere Proportionen an. Da Italien zum Goldbloß gehört, bekämpft es den Druck auf die Lira mit Goldabgeben. Anfangs 1934 besaß die „Banca d'Italia“ noch eine Deckung von 7100 Millionen Lire. Heute steht sie unter 6000 Millionen. Das ist ein Verlust von fast 15 Prozent; der Ausgleich läßt sich nicht erzwingen; ein „heiliges Jahr“ mit vermehrtem Touristenstrom ist nicht fällig, und die Auswanderer schicken Dollars und Pfund nur spärlich, soweit sie nicht überhaupt den Verdienst in der Fremde verloren.

Aus diesen Gründen ist Italien fast plötzlich zum System der Devisenzwangswirtschaft über-



Die Toten des Jahres 1934.

Oben von links nach rechts: Reichspräsident Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, König Alexander der I. von Jugoslawien, Oesterreichischer Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß, König Albert der I. von Belgien. Unten von links nach rechts: Frankreichs Aussenminister Louis Barthou, Prinzgemahl der Niederlande Hendrik Generaloberst Alexander von Kluck, deutscher Heerführer aus dem Weltkrieg, Frankreichs früherer Staatspräsident Raymond Poincaré.

gegangen, wie Deutschland, wie Oesterreich, wie Ungarn. Jedermann ist verpflichtet, der „Banca“ Guthaben in Dollars und Franken u. gegen Lire zu verkaufen, Gold gegen Papier abzuliefern und Verpflichtungen gegenüber Ausländern mitzuteilen. Ueberdies werden seit einiger Zeit Wechsel mit 4 statt 3 Prozent diskontiert, aber das scheint keine fremden Gelder angelockt zu haben.

Ob Italien sich bald der deutschen Situation nähern wird?

Neue Arbeit für den Völkerbund.

Der Zusammenstoß zwischen italienischen Kolonialtruppen und einer abessinischen Abteilung gehört einem weiter gespannten Handel an; genau genommen steht er in Beziehung zum französisch-italienischen Ausgleich; aus diesem Grunde muß man ihn ernster nehmen als irgendwelches koloniale Scharmüchel; die Beteiligten oder Außenstehende könnten in absehbarer Zeit veranlaßt werden, den Völkerbund als Vermittler anzurufen, und alsdann wird sich zeigen, ob Genf auf einen Erfolg rechnen darf: Dies nämlich ist es, was die Affäre weltwichtig macht, und darum wird auf den italienisch-französischen Ausgleich hingewiesen.

Frage: Hat Frankreich den Italienern Versprechungen gemacht, die ihm eine Durchdringung Abessiniens erlauben? Hat man auch England ins Vertrauen gezogen, damit es den Italienern keine Steine in den Weg lege? Ist es darum zu jenem Uebergriff der italienischen Abteilung gekommen? Wird der Völkerbund Abessinien schützen können, wenn drei Großmächte in gemeinsamem Einverständnis den schwarzen Kaiser preisgeben? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Bestehen solche Versprechen, und werden sie im künftigen Abkommen sanktioniert, so wird der Grenzzwischenfall nicht vereinzelt bleiben; Italien wird vielmehr von zwei Seiten, von Erythraea und Somaliland aus vorstoßen und wenigstens zwei Keile vorzuschieben versuchen, die beide Kolonien näher verbinden. Ganz zusammenkommen dürften die beiden Keile nicht, denn Französisch- und Britisch-Somaliland wollen nicht von Abessinien abgeschnitten werden, und Frankreich wird seine Bahnlinie Djibuti-Abis-Abeba — die einzige abessinische Bahn — nicht in italienische Hände fallen lassen.

Ein Blick auf die Karte Afrikas zeigt, was Italien letzten Endes verfolgt und was es nie verwirklichen kann, solange das Britische Weltreich nicht zerfällt: Die Vereinigung aller Länder vom tunesischen Golf bis zum indischen Ozean. Abessinien und der Sudan sind die unübersteigbaren Schranken. Daran wird nichts anders werden, auch wenn Italien jetzt von Frankreich ein Stück Sudan, bis nahe an den Tadssee, erhält. Die Linie „Tripolis-Makdischu“ überschneidet eben die englische von „Kapstadt bis Kairo“ und bedroht den Suezkanal.

Ob aber überhaupt die Franzosen, wenn sie Italien zu einem neuen äthiopischen Abenteuer ermuntern, welches den Völkerbund vor aller Welt blamieren müßte, sich selbst und der Welt einen Dienst erweisen? Zugegeben, Frankreich hofft, damit einen Verbündeten zu gewinnen, der treu bleibt und den Ausgleich in den Donauländern nach dem Sinne von Paris fördert, Oesterreich und Ungarn in eine wirtschaftliche Donau-Union eingliedern und dem Dritten

Reiche die Trauben in unerreichbare Höhe hängen hilft! Das Rezept, diesen Freund zum vornherein mit fremdem Gut zu entschädigen und in einen harten Broden beißen zu lassen, damit er andere vergesse, riecht nach vorkriegszeitlichen Kolonialabenteuern und spricht dem Völkerbund Hohn.

Wieviel Wert wird der diplomatische Erfolg im letzten Ungarnhandel in den Augen von Völkerbundsfeinden noch haben, wenn man in vielleicht naher Zeit die afrikanischen Schachergeschäfte genauer überfliehet?

Weihnacht. Von U. W. Züricher.

Die Erde raucht von Haß und Blut.
Der Geist ersticht in wilder Wut.
Was edel ist, muß sterben.
Die Wölfe wollen erben.
Weihnacht!

Von Osten und von Westen her
Droht höhrendes Dämonenheer.
Im Süden und im Norden
Ist man bereit zum Morden.
Weihnacht!

Durch alle Lüfte Jammer schreit:
Die Erde ist dem Tod geweiht,
Trotz bitten und trotz beten
Wird Unschuld kalt zertreten.
Weihnacht!

Wer Schönes schaut, wer Wahres will,
Den macht man kalt. Dann schweigt er still.
Mit einer Eifenrute
Verfolgt man alles Gute.
Weihnacht!

Wohl da und dort ein Häuflein ringt,
Daß man es nicht zu Boden zwingt.
Es wird ihm wenig frommen.
Hallo! Die Wölfe kommen.
Weihnacht!

Und dennoch wie von Alters her
Glänzt freisender Gestirne Heer.
Von ew'gen Himmelswegen
Strahlt hoher Sternensiegen.
Weihnacht!

Und Mächte rauschen durch das All
Auch über unsern Erdenball,
Die können allerenden
All Unheil plötzlich wenden.
Weihnacht!